

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sebastian Urbanski

Am liebsten bin ich Hamlet

Mit dem Downsyndrom mitten im Leben

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Vorwort von Kai Pflaume	9
Me too	11
Hoch stand der Sanddorn auf Hiddensee	37
Als mir das Wasser bis zum Hals stand	67
Es macht klick	83
Der kleine Bruder	103
Ein letztes Mal	119
Lost Love Lost	131
Yeah! Oder doch nicht?	159
Wenn das Herz stehenbleibt	179
Alles auf Anfang	191
Am liebsten bin ich Hamlet	201
So wie du bist	209
Meine Welt, deine Welt? Unsere Welt!	241
Nachwort von Bettina Urbanski	263
Dank	267
Bildnachweis	269

ME TOO

Sag mal, was machst du eigentlich bei der Berliner Synchron?«, fragte mich der freundliche, etwas wortkarge Herr Anfang fünfzig. Es war immer derselbe Taxifahrer, der mich morgens um kurz vor acht bei meinen Eltern abholte, um mich ins Studio zu bringen. Wie gewohnt hatte ich meinen Platz hinter dem Beifahrersitz eingenommen. In der Nacht vorher hatte es geregnet, und der Vorgarten meiner Eltern duftete nach feuchter Erde.

»Gehst du da zur Werkstatt?«, hakte er nach, während wir am Pastor-Niemöller-Platz auf Grün warteten, um rechts in die Grabbeallee abzubiegen.

»Nein, ich spreche die Hauptrolle in einem Kinofilm.« Im Rückspiegel sah ich, wie der Taxifahrer kurz blinzelte.

»Wie, Hauptrolle? In einem Kinofilm?«, seine Stimme klang ungläubig.

»Ja, in einem spanischen Film. Er heißt *Me too* und hat bald am Ku'damm Premiere.«

Den Rest der Fahrt sagte er nichts mehr, und ich naschte ungestört etwas Schokolade, die ich mir zur Ner-

venstärkung in meinen Rucksack gepackt hatte. Außerdem noch Wasser und Brause, damit ich über den Tag genug Energie hatte. Denn Synchronarbeit kann trotz guter Vorbereitung wahnsinnig anstrengend sein.

Me too – Wer will schon normal sein? erzählt die Geschichte von Daniel, einem 34-jährigen Mann, der wie ich das Downsyndrom hat. Angelehnt ist die Figur an Pablo Pineda, einen spanischen Lehrer und Schauspieler. Er hat als erster Europäer mit Trisomie 21 einen Universitätsabschluss erlangt. Im Film werden Vorurteile und Verhaltensweisen von sogenannten normalen Menschen und solchen mit Behinderung ordentlich durchgerüttelt: Als Daniel nach seinem Studium, das er sogar mit Auszeichnung abgeschlossen hat, einen Job antritt, begegnen ihm sein Arbeits- und sein privates Umfeld sehr skeptisch. Er muss sich erst beweisen. *Me too* ist aber auch eine sehr schöne Liebesgeschichte. Denn Daniel freundet sich mit Laura an, einer seiner Kolleginnen. Sie hat es noch nie leicht gehabt und eckt oft an. Die Freundschaft der beiden stößt auf Ablehnung, aber das schweißt sie immer enger zusammen. Im Laufe des Films verlieben sie sich ineinander. Sie sind selber davon überrascht, und vor allem Daniels Mutter ist dagegen. Er und Laura verbringen am Ende eine Nacht miteinander. Leider werden sie kein Paar.

Pablo Pineda kannte ich schon vorher aus den Medien. Als der Film in Spanien anlief und mehrere Preise bekam, wurde viel darüber berichtet. Meine Mutti hat mir

damals alle Informationen über Pablo und den Film zusammengesucht und zum Lesen gegeben. Das, was er geschafft hat, verschlug mir die Sprache. Er beeindruckte mich sehr. Darum fühlte ich mich geehrt, als ich gefragt wurde, ob ich ihm für die deutsche Fassung von *Me too* meine Stimme leihen wolle. Erfahrung in dem Bereich hatte ich bereits. 2009 synchronisierte ich zusammen mit meiner Kollegin Juliana Götze – die wie ich das Downsyndrom hat und mit mir im Berliner Theater RambaZamba auf der Bühne steht – den amerikanischen Dokumentarfilm *Monika und David – Eine Liebe ohne Wenn und Aber*. Darin geht es um ein Pärchen mit Downsyndrom, das auf eigenen Füßen stehen will und heiratet.

Nun also sollte ich die Hauptrolle in *Me too* sprechen. Der Tag im Tonstudio begann immer mit einem gemeinsamen Frühstück in der Kantine. Dabei waren der Aufnahmeleiter, der Tonmeister und ein Assistent. Spätestens um fünf nach neun standen Holger Wittekindt, der zuständige Synchronregisseur, und ich im Synchronatelier. Es ist etwa vier, fünf Meter hoch und ca. sechs mal sechs Meter groß. Der Raum hat kein Fenster, aber eine Glasscheibe. Dahinter saß der Tonmeister im Regieraum. Vor ihm stand ein Pult mit Reglern für Lautstärke, Bässe, Höhen und Tiefen.

Im Studio war es dunkel. In der Mitte schwebte ein Monitor, auf dem der Film lief, den wir synchronisierten. Darunter befand sich ein Pult, das aussah wie ein Notenständer. Darauf lag das Textbuch. Die einzige

Lichtquelle war eine kleine Lampe. Zwischen Monitor und Lampe hing ein Mikro von der Decke, in das ich sprechen musste. Die dunklen Wände bestanden aus geschäumten Modulen für eine »trockene« Atmosphäre, wie Holger mir erklärt hatte. Kein Schall durfte während der Aufnahme reflektiert werden. In der einen Ecke des Ateliers stand noch eine Leiter für Kinder, da sie sonst nicht nah genug ans Mikro kommen. Schräg hinter dem Pult des Tonmeisters saß an einem schwarzen Tisch der Cutter. Auch er hatte ein Textbuch vor sich. Über eine Gegensprechanlage konnte er sich mit der Regie verständigen.

Die Besetzung von uns Sprechern hing davon ab, wer Zeit hatte beziehungsweise in Berlin war. Als Schauspieler hat man ja meist mehrere Verpflichtungen. Ein Film wird eigentlich chronologisch, Szene für Szene synchronisiert. Dialoge wirken immer am natürlichsten, wenn alle Beteiligten einer Sequenz anwesend sind. Das ist leider nicht immer möglich, und ich war oft allein. Man nennt es X-en, wenn man einen Take allein bestreitet, denn im Textbuch stehen dann für die Sätze des fehlenden Sprechers X-e.

In einer der Szenen, die ich so eingesprochen habe, feiern Daniel und Laura mit Kollegen den Geburtstag der Abteilungsleiterin in einer Disco. Irgendwann tanzen sie eng umschlungen miteinander. Laura hat extra ihre Schuhe ausgezogen, weil sie größer ist als Daniel. Eine sehr romantische Szene. Laura hat die Augen geschlossen und gibt sich der Musik hin. Verliebt wie er ist, ver-

sucht Daniel, sie zu küssen. Daraufhin wendet sich Laura ab und sagt, sie müsse nach Hause. Daniel fragt, ob er mitkommen kann, doch sie lässt ihn stehen. Es ist eingetreten, was Daniels Bruder ihm von Anfang an gesagt hat: Eine »normale« Frau wird ihn nie lieben. Daniel ist enttäuscht und verletzt, und das sieht man ihm auch an.

In der nächsten Einstellung läuft er weinend durch die Straßen Sevillas. Er kommt zu einem Bordell, doch der Türsteher sagt, das wäre nichts für ihn, und will ihn nicht reinlassen. Daniel lässt sich nicht abwimmeln, vor allem nicht damit, dass so was nur für Erwachsene wäre. »Ich bin 34 Jahre alt!«, ruft er. Eine Prostituierte steht daneben und versucht zu beschwichtigen. Man könne ihn doch wenigstens mal gucken lassen. Nix da, das sei viel zu teuer, antwortet der Türsteher. Daniel durchschaut, dass man ihm wegen seiner Behinderung den Zutritt verweigert – und entkräftet auch diesen Vorwand: »Ich hab zwei Kreditkarten!« – »Kauf'n Geschenk für deine Mutter!«, bellt sein Gegenüber zurück. Noch einmal setzt sich die Prostituierte für Daniel ein. Ohne Erfolg. Der Türsteher schickt sie ins Haus, und Daniel unternimmt einen letzten Anlauf, ins Bordell zu gelangen. »Hey, das kannst du dir abschminken! An mir kommst du nicht vorbei, Eintritt verboten!« Mit einem lauten Knall fällt die Tür vor Daniel zu. Er wird wütend. So wütend, dass er an die Tür schlägt. Er tritt dagegen und ruft: »Ich bin ein Mann und kann machen, was ich will, wie jeder Mann!«

Ich weiß nicht mehr, wie oft wir diesen Take wiederholten. Holger erklärte mir die Szene. Einmal, zweimal.

Doch es half nichts. Mit Nachdruck und lauter Stimme las er meinen Text vor. Auch das brachte mich nicht weiter. Nach dem dritten Anlauf merkte ich, wie Frust in mir aufstieg. Ich wollte es ja gut machen. Holger ging die Szene noch einmal durch. Wut, ja, verdammt. Daniel ist wütend. Das hatte ich inzwischen kapiert. Ich wurde immer ungeduldiger. Die Szene ist so wichtig! Ich versuchte, mich auf den Text zu konzentrieren, und stellte mich gerade hin. »Los, Sebastian«, sagte ich zu mir. »Noch einmal.« Wieder nichts. Mann! Geht's noch?! Zu meinem Frust gesellte sich Ärger über mich selbst. Irgendwann sagte ich gar nichts mehr. Holger ging um das Pult herum und trat plötzlich heftig dagegen. Bamm! Ich zuckte vor Schreck zusammen.

»Hast du das schon mal gemacht?«, fragte er mich.

»Nein.«

»Wie, du hast noch nie irgendwo gegengetreten?« Ich schüttelte den Kopf.

»Verdammt, dann mach doch mal«, trieb mich Holger an, der sich wieder neben mich hinters Pult gestellt hatte. Zögernd verlagerte ich mein Gewicht auf mein linkes Bein und trat mit dem rechten zu.

»So?«

»Nein, fester. Trau dich, tritt mal richtig zu. So wie ich.« Und zack, trat Holger noch einmal zu. Ich tat es ihm nach.

»So, und jetzt raus damit!«

»Ich bin ein Mann und kann machen, was ich will, wie jeder Mann!«, schrie ich wütend.

»Hast du schon mal so gebrüllt?«, fragte Holger mich anschließend beim gemeinsamen Mittagessen in der Kantine.

»Nee.«

»Und, wie hat es sich angefühlt?«

»Gut.«

»Na, dann haben wir heute ja einen richtigen Macho-Kurs gemacht.«

Dieser Take hatte viel Kraft gekostet. Für die paar Sätze hatten wir 45 Minuten gebraucht. Dabei war ich insgesamt nur sieben volle Tage mit Synchronisieren beschäftigt. Holger war die ganze Zeit über entspannt geblieben. Wenn etwas gut war, hat er es mir immer gleich gesagt. Technisch einwandfrei zu sprechen reicht nicht, um zu berühren. Auf der Bühne gelingt es mir leichter, Emotionen zu übertragen, als im Studio. Einen Monitor kann man eben schlecht anbrüllen.

Es war etwas sehr Besonderes für mich, am selben Ort zu arbeiten, wo auch schon der Oscar-Preisträger Christoph Waltz vor dem Mikrofon stand. *Inglourious Basterds* hat er dort eingesprochen. Außerdem wurden hier auch *Ice Age*, *Knight and Day*, *Up in the Air* und *Shrek* synchronisiert. Weil ich manchmal beim Synchronisieren vorher oder zwischendurch Lockerungsübungen mache, fragte ich mich, ob die Synchronprofis das auch so handhaben. Ich streiche zum Beispiel mit der rechten Hand über meinen Hals bis zum Schlüsselbein hinab, den Kopf hebe ich etwas an. Oder ich massiere leicht meinen Hals. Ich kenne auch eine Übung, die wir im Thea-

ter immer machen, um die Stimme zu lockern. Dafür muss man gähnen, als ob man müde ist, oder mit offenem Mund kauen und dabei Mjum und Mjaum sagen.

»Wie ist es denn heute im Studio gelaufen? Hat alles geklappt?«, fragte meine Chefin Gisela, als ich in der ersten Woche nach der Arbeit bei der Berliner Synchron wieder zur Probe ins Theater kam. Gisela Höhne ist Leiterin und Regisseurin des Theaters RambaZamba, wo ich seit 2007 als Schauspieler festangestellt bin. Zum Theater gehört ein Verein, das war ursprünglich die Sonnenuhr, die jetzt auch RambaZamba heißt. Das ist ein Ort, an dem Menschen wie ich künstlerisch arbeiten. Die meisten in meiner Gruppe haben das Downsyndrom, manche sind lernbehindert, sitzen im Rollstuhl oder sind gehörlos. Wir stehen zwar oft auf der Bühne, sind aber auch manchmal im Malatelier, wo wir an einem großen, weiß bespannten Tisch sitzen und mit Wasserfarben, Öl, Acryl, Tusche, Fettstiften oder Pinseln, Schwämmen und Holzfedern Bilder anfertigen. Außerdem gibt es noch eine Keramikwerkstatt, eine Schneiderei und eine Kindertheatergruppe. Manchmal werkeln wir auch mit Holz, bearbeiten es mit Stechbeiteln, Hohleisen, mit Messern, bis Figuren daraus entstehen.

Gisela half mir bei der Synchronisierung von *Me too*. Dafür trafen wir uns im Juni 2010 jeden Tag nach der Theaterprobe meistens im Malatelier, weil man dort in Ruhe arbeiten und ausprobieren kann, wie Texte am wirkungsvollsten gesprochen werden. Sie unterstützte mich

die ganzen zwei Wochen, in denen ich für den Film eingesetzt war.

»Es war toll«, antwortete ich.

»Sebastian, du strahlst ja richtig.« Gisela saß mir gegenüber und lächelte mich an. »Und die Geschwindigkeit war auch kein Problem?«

»Nein, der Regisseur hat mir eine neue Technik beigebracht, die viele Synchronsprecher anwenden. Damit schaffe ich es, schnell genug zu sprechen.« Erwartungsvoll sah mich meine Chefin mit ihren fröhlichen braunen Augen an.

»Man steckt sich zwei Finger in den Mund und sagt einen Satz. Dann nimmt man sie heraus, schluckt einmal und wiederholt ihn.«

»Na, dann zeig mal.« Gisela nahm das Textbuch und strich sich eine Strähne ihres dunklen, kinnlangen Haars hinters Ohr. Dann schlug sie die Seite mit der Szene auf, die wir für den nächsten Tag vorbereiten wollten. Ich merkte ihr an, dass sie gespannt war. Also steckte ich mir meinen rechten Zeige- und Mittelfinger in den Mund und las: »Warum hast du mich angelogen? Du tust mir so leid.« Beim zweiten Mal nahm ich die Finger heraus und staunte erneut, was für ein Riesenunterschied es ist, mal so, mal so zu sprechen.

»Sehr gut, Sebastian. Der Trick funktioniert ja wirklich prima.« Gisela war ihre Freude deutlich anzumerken. »Ich hole uns noch was zu trinken, in der Probebühne fand ich es heute wieder fürchterlich stickig. Und dann fangen wir an.«

Auch im Atelier war es sehr warm.

»Du schaffst es also mit dieser Technik tatsächlich, deinen Text lippensynchron einzusprechen?«, hakte Gisela nach, als sie mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück ins Atelier kam.

»Genau. Am Anfang habe ich den Trick vor jedem Take angewendet. Aber irgendwann ging es ohne.«

»Ich wusste, dass du es schaffst«, sagte Gisela.

»Danke für das Kompliment.« Ich musste schmunzeln. Und freute mich, dass ich es gepackt hatte. Schließlich war doch vieles neu, und ich war nicht ganz sicher gewesen, ob ich das schaffen würde, als die Anfrage von der Produktionsfirma kam. Dennoch sagte ich gleich zu, weil ich Filme einfach liebe und oft ins Kino gehe.

Das Ganze stellte sich als anstrengender heraus als gedacht, vor allem, weil ich ja weiter als Schauspieler beschäftigt war und wir gerade mitten in den Proben für ein neues Stück steckten. Anlass war das zwanzigjährige Jubiläum der KulturBrauerei, wo auch das Theater beheimatet ist, das ebenfalls sein zwanzigstes Jubiläum feierte. Aristophanes' Stück *Der Frieden* war als Gemeinschaftsproduktion mit einer polnischen und einer israelischen Theatergruppe geplant, die kurz vorher anreisen sollten. Obwohl die Vorbereitung sehr spannend war – wir vom Theater RambaZamba probten in einer großen, alten Werkhalle in Berlin-Schöneweide –, war es für mich eine große Doppelbelastung.

Das heißt, neben den Synchronarbeiten lernte ich den Text für meine Rolle als Hermes. Ich sollte den Text auf

einem drei Meter hohen fahrbaren Gerüst sprechen, das über das holprige Kopfsteinpflaster im Hof der Kultur-Brauerei gerollt werden würde. Dabei habe ich Höhenangst! Dort oben sollte ich mir mit einem polnischen Schauspieler, der als mein Gegenpart ebenfalls auf einem hohen Gerüst stehen musste, ein großes Rededuell liefern. Ich hatte einen wunderbaren Text über das Reden der Götter. Dadurch war ich motiviert, meine Angst zu überwinden. Denn ich mag Literatur, Sprache und liebe schöne Formulierungen. Im *Frieden* ruft der Landmann Trygaios, der auf der Suche nach der Friedensgöttin in den Olymp gekommen ist, zu mir hoch: »Die Götter machen ja gar nichts!«, und ich antworte ihm: »Oh, doch! Sie reden übers Reden. Und wenn sie dann übers Reden reden, dann reden sie übers Reden. Wenn sie dann immer noch übers Reden reden, dann reden sie wieder über das Reden. Und wenn sie dann immer noch übers Reden reden, sind sie am Ende gerädert.« Das hatte ich also gepackt: Ich stand sicher auf dem hohen Gerüstturm und beherrschte meinen Text aus dem Effeff. Die Jubiläumsfeier konnte kommen. Blieb die zweite Herausforderung in diesem Sommer: *Me too*, der Film, in dem ich das erste Mal lippensynchron sprechen musste. Meine Worte mussten also genau zu dem passen, was Pablo Pineda auf Spanisch sagt. Holger, den ich von der Arbeit an *Monika und David* kannte, hatte die deutsche Übersetzung bearbeitet. Er weiß, was ich kann, und passte den Text genau auf mich an. Denn bei Menschen, die das Downsyndrom haben, ist der Gaumen schmaler und die

Zunge breiter. Deswegen sprechen manche von uns oft etwas langsamer und undeutlicher als andere Menschen. Viele benutzen auch lieber kurze Wörter, mit wenigen Silben. Hinzu kommen noch andere sprachliche Besonderheiten. Manche stottern oder ihnen fallen sogenannte Labiallaute schwerer, weil sie die Lippen nicht so gut spitzen können. Wörter mit m und n sowie mit d und t sind manchmal ein Problem. Diese Schwierigkeiten habe ich eigentlich nicht, denn schon als kleines Kind haben meine Eltern intensiv mit mir geübt, und ich war viele Jahre mehrmals in der Woche bei einer Logopädin. Aber mit einem so großen Tempo sprechen, wie es die Spanier tun – das kann ich trotzdem nicht.

Darum hatte Holger neben der Wortwahl auch die Satzstruktur von meinem Text in *Me too* auf mich zugeschnitten. Das, was ich im Film spreche, sollte mir gut und vor allem schnell »über die Zunge gehen«, wie er sagte. Holger erzählte mir in diesem Zusammenhang, dass die Aktion Mensch damals die Idee hatte, *Monika und David* von Schauspielern mit Downsyndrom synchronisieren zu lassen. Sonst würde es nicht authentisch sein, Nachmachen würde »behindert« klingen. Die damalige Produktionsleiterin war dann auf das Theater RambaZamba gestoßen. In der Synchronsprecher-Datenbank gab es keine Schauspieler mit Downsyndrom. Es war ein Experiment – keiner konnte einschätzen, ob wir es hinbekommen. Doch es klappte.

Bei *Monika und David* war es vor allem um den Inhalt gegangen. Die Sprache war auch recht einfach. Meine

Stimme wurde dabei über das Original gelegt, das leise im Hintergrund zu hören war. Bei *Me too* war das ganz anders – und viel schwieriger. Das ist ja ein richtiger Spielfilm von über hundert Minuten. Er hat viel mehr Handlung und vor allem viel längere Dialoge, und es sollte ja auch so aussehen, als wenn die Schauspieler wirklich Deutsch sprächen.

Außer mir wurden noch zwei weitere Sprecher benötigt. Ein Mann, der Pedro synchronisiert, und eine Frau, die Luisas Rolle einspricht. Als Paar mit Downsyndrom behaupten sich die beiden gegen alle äußeren Widerstände und bleiben am Ende glücklich zusammen. Juliana Götze, die wir alle nur Jule nennen, war wie ich von Anfang an für *Me too* vorgesehen. Sie ist jünger als ich, und wir mögen uns sehr. Ihre Aussprache und ihre Sprechgeschwindigkeit sind sehr gut. Ich bewundere sie, weil sie für ihre Rolle im *Polizeiruf 110* mit dem Medienpreis der Lebenshilfe, dem »Bobby«, ausgezeichnet wurde. Der Dritte im Bunde war ein Theaterkollege, der deutlich älter als ich und schon lange dabei ist.